

Takis Würger  
Für Polina

Diogenes

Copyright © Takis Würger, 2025  
Covermotiv: Gemälde von Jan Sluijters  
»Portrait of a Girl«, ca. 1938  
Copyright: © 2024, ProLitteris, Zürich  
Foto: © Loan Stichting Museum  
Boijmans Van Beuningen, 1940

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur  
für die Jahre 2021 – 2025 unterstützt

Die Nutzung dieses Werks für Text und Data Mining im  
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © 2025  
Diogenes Verlag AG Zürich  
info@diognes.ch · www.diognes.ch  
••/25/44/1  
ISBN 978 3 257 07335 5

*Für Günce*



»Das Geheimnis des Klavierspiels  
besteht teilweise in dem Maß,  
in dem es einem gelingt,  
sich von dem Instrument  
fernzuhalten.«

*Glenn Gould*



I





In den Sommerferien vor ihrem Abitur reiste Fritzi Prager mithilfe mehrerer Regionalzüge, einer Lastwagenfahrerin und eines verliebten Paares, das sie über den Brenner mitnahm, in die toskanische Stadt Lucca. Dort bezog sie in einer günstigen Pension am Piazza San Michele ein Zimmer, das nach gebratenen Zwiebeln roch. Tagsüber lag sie im Schatten der alten Stadtmauer und las die wunderbar duftenden Bücher, die sie mitgebracht hatte. Abends aß sie Focaccia mit Rosmarin und scharfem Olivenöl und lief durch die Gassen, bis ihre kleinen Zehen in den Sandalen wund gescheuert waren. Fritzi genoss, dass sie allein war, sah den Menschen zu und träumte sich in die vielen Leben hinein, die sie würde führen können, wenn sie die leidige Schule endlich abgeschlossen hätte. Irgendwann wollte sie auch mit einer Familie an einem Tisch mit rot-weiß kariertem Decke sitzen und den Straßenmusikern zuhören.

An einem Abend lernte sie einen älteren Mann aus Hamburg kennen. Er sprach sie an, gab ihr zwei Negronis aus, erzählte, er sei in seiner Firma eigentlich der Chef, und legte wie zum Beweis eine dicht bedruckte Visitenkarte neben ihr Glas, was Fritzi so unbeholfen fand, dass es sie rührte. Sie trank und hörte zu. Er sei beruflich in der Toskana. Natursteinhandel, sagte er, er trage außerdem die gleiche Uhr

wie der Erstbesteiger des Mount Everest, er sprach über Politik, Carrara, Parmaschinken, über eingelagerte Minerale im Cipollino-Marmor und die daraus resultierenden wellenförmigen Strukturen, über seinen vertrottelten Vorgesetzten, über Fußball, hielt dann unvermittelt inne und fragte, ob sie, Fritzi Prager, schon einmal gehört habe, dass ihr Gesicht aussehe wie das der Dienstmagd mit Milchkrug auf dem gleichnamigen Gemälde Jan Vermeers.

Fritzi fand, er rede zu viel. Aber sie mochte seine sonnenbraunen Hände und die Tatsache, dass sie mit einem fremden Mann sprach an einem toskanischen Sommerabend, der so warm und satt war, als könnte man ihn in Scheiben schneiden – obwohl sie sich gewünscht hätte, der Mann wäre Italiener und ein wenig unberechenbarer. In einer Trattoria bestellte er für sie die gefüllten Zucchini- blüten, die sie schon den ganzen Urlaub kosten wollte, er sagte, er würde Fritzi natürlich einladen. Die Zucchini- blüten waren salzig, das Fett lief Fritzi beim Reinbeißen über das Kinn, und der Mann konnte sie dann doch nicht einladen, weil er kein Bargeld dabei hatte, sondern nur goldene Karten aus Plastik. Dafür gab er Fritzi im nächsten Lokal, das über ein Kartenlesegerät verfügte, drei Gläschen Piemonteser Haselnussgeist aus. Als er sagte, in seiner Hotel- bar gebe es einen Tresen, der aus einem einzigen Block grünem Silikatmarmor geschnitten war, den müsse sie gesehen haben, tat er ihr leid. Sie ging mit. Sie fand es interessant, die Nacht mit einem Mann zu verbringen, der graue Haare hatte. Sie wusste nicht, dass das Medikament, das sie eine Woche vorher nach dem Genuss eines verdorbenen Tiramisus eingenommen hatte, die Verhütungspille unwirksam

machte. Die Packungsbeilage war auf Italienisch und die Apothekerin römisch-katholisch.

Einige Wochen später stieg Fritzi Prager in der staubigen Augusthitze im Zentralbahnhof Lucca in einen Zug nach Norden. Eine halbe Stunde später übergab sie sich in den kleinen metallenen Klappmülleimer neben ihrem Sitz. Sie ahnte, dass das keine Reiseübelkeit war.

Der Frauenarzt daheim in Hannover Linden untersuchte Fritzi kurz nach ihrer Rückkehr. Er hatte ihr die Pille verschrieben, die dann versagt hatte, und nahm die Angelegenheit persönlich. Er wusste, dass Fritzi eine der besten Schülerinnen ihres Jahrgangs war, und das trotz ihres prügelnden Vaters und der noch mehr prügelnden Mutter. Fritzi wollte in München Jura studieren. Jura, weil ihr die klare Sprache in dem Gesetzbuch gefiel, das sie sich in einer Buchhandlung nahe der Leibniz Universität angesehen, nicht verstanden, aber sofort ins Herz geschlossen hatte. München, weil es zwar nicht Italien war, aber an guten Tagen fast, wie Fritzi gehört hatte.

Der Arzt bot ihr an, mit ihr über alle Optionen zu sprechen. Er benutzte das Wort Missgeschick. Fritzi legte eine Hand auf ihren Bauchnabel und eine auf die plastikblau behandschuhte Hand des Arztes und sagte leise: »Herr Doktor, ich an Ihrer Stelle würde jetzt sehr vorsichtig sein.«

Im folgenden April, als das Fruchtwasser den Teppich in ihrem Zimmer ruinierte und die Wehen in ihrem Unterleib wühlten, setzte Fritzi sich den für diesen Anlass gepackten Rucksack auf und ging zu Fuß ins Krankenhaus Siloah. Die Geburt dauerte eineinhalb Tage. Der Umstand, dass Fritzi

schmal gebaut und wahrscheinlich noch im Wachstum war, machte irgendwann sogar der alten Hebamme Sorgen, die ohnehin müde wurde und hungrig obendrein. Wenn Fritzi den Kleinen nicht bald auf die Welt presse, müssten sie die Zange holen oder einen Kaiserschnitt vorbereiten. Fritzi wollte keinen Kaiserschnitt. Sie wollte so schnell wie möglich das Krankenhaus verlassen, damit sie ihre schriftliche Abiturprüfung ablegen könnte. Sie versuchte, an etwas Schönes zu denken, damit sie vor Schmerzen nicht ohnmächtig würde, was sie einem Kaiserschnitt vermutlich noch nähergebracht hätte. Sie dachte an den Geruch von Herbstlaub, an warme Pfannkuchen, aus denen Erdbeermarmelade tropft. Sie dachte an das Gefühl, das sie in der Lunge spürte, als sie zum ersten Mal die Alpen überquert und geglaubt hatte, von nun an würde es bis zum Meer nur noch bergab gehen. Und sie dachte an den teuflisch starken Espresso auf italienischen Autobahnraststätten, den sie mit zwei Löffeln Zucker verrührt wie schwarzen Sirup trank. Als der Blutverlust kritisch wurde und sie merkte, dass all die guten Gedanken nicht halfen, ein Kind auf die Welt zu bringen, und weil die Hebamme sie beständig anbrüllte, sie solle verdammt noch mal pressen, begann Fritzi Prager mit einer durch die vergangenen eineinhalb Tage Kampf etwas heiseren Stimme zu singen. *Alle, die mit uns auf Kaperfahrt fahren.* Ein Kinderlied von der Nordsee. Etwas Besseres fiel ihr vor lauter Schmerz nicht ein.

Hannes Prager kam bei der neunten Wiederholung des Refrains. Er war ein dicker Säugling, der aussah wie ein Greis mit blonden Haaren oder, je nach Blickwinkel, wie eine alte rote Kartoffel. Ganz still rutschte er der Hebamme

in die Finger. Sie hielt ihn ans Fenster und hieb ihm zwei Mal klatschend auf den Hintern, bevor Fritzi sich vor Schmerz stöhnend aufbäumte und ihr, so sanft es ging, den Jungen entwand.

Eine Liebe durchrollte Fritzi, schön und erschütternd, und sie begriff, dass dieser stille Gnom, der sich auf ihrer Brust zu einer kleinen Kugel zusammenigelte, das wunderbarste Missgeschick war, das ihr hatte passieren können.

Später, als Fritzi mit ihrem Krankenhausbett und dem kleinen Hannes auf dem Solarplexus in ein Mehrbettzimmer gerollt wurde, lag dort bereits eine Frau, nicht viel älter als sie, kreidebleich und mit einem winzigen Mädchen im Arm.

»Hey«, sagte die Frau.

»Hey.«

»Mein Gott, ist das schön, oder?«

Die junge Frau hieß Güneş, sie kam vom anderen Ende der Stadt, plapperte pausenlos, lachte ein paarmal laut, sprach leise auf Türkisch mit ihrer Tochter und stand nach einer halben Stunde auf, als hätte sie nicht gerade ein Kind geboren, ging an Fritzis Bett und gab ihr eine in der Mitte leicht eingedellte, mit Fetakäse gefüllte Blätterteigtasche. Güneş sagte, diese Blätterteigtasche würde eine Muttermilch machen, dass der Kleine bis morgen einen halben Kopf gewachsen wäre. Sie sah genau zu, bis Fritzi die gesamte Blätterteigtasche gegessen hatte, und strahlte sie dann an. Beide Frauen bekamen keinen Besuch an diesem Tag und am nächsten ebenfalls nicht. Als mitten in der Nacht ein Aprilhagel gegen die Fenster prasselte und Fritzi

wach lag und besorgt über die Zukunft und überwältigt von der Gegenwart ihrem schlafenden Sohn zusah, sagte Güneş, ohne zu ihr herüberzuschauen: »Ich kann gar nicht glauben, dass so ein Engel zur Hälfte von so einer Gurke abstammt.«

Fritzi schwieg und dachte zum ersten Mal seit Langem an den Marmorhändler.

Güneş sagte, sie würde ihre Tochter Polina nennen, das sei ein Name aus ihrem liebsten Dostojewski und gerade gut genug für das Glück auf ihrem Arm. Und sie sagte, sie schwöre auf ihr Blut, dass der Vater dieses Kind niemals halten werde.

Kurz darauf entriegelte sie die Sperrhebel des Krankenhausbettes und rollte ihr Bett nah an Fritzis heran, sodass die beiden jungen Mütter dalagen wie in einem Ehebett, was eine in das Zimmer eilende Krankenpflegerin verhindern wollte, aber Güneş nur mit dem Satz quittierte: »Sie können uns ja rausschmeißen.« Dann legten sie ihre Kinder nebeneinander und schauten dem neuen Leben zu. Ein flaumig dunkler Säugling, ein runzeliger roter, die Augen meist geschlossen. Ab und zu bewegten sie sich ein wenig und drohten in die Ritze zwischen den Matratzen zu rollen, sonst taten sie nichts, aber es war Fritzi und Güneş genug, dass sie atmeten. Nach einer Weile spürten die Kinder einander und schmiegteten sich zusammen, als würden sie die Wärme des anderen in sich aufnehmen wollen.

»Wie zwei Maulwurfbabys«, sagte Güneş.

Fritzi nickte.

»Ich glaube, wir werden bis an unser Lebensende Freundinnen sein«, sagte Güneş. Und obwohl sie es sicher anders

gemeint hatte, als es am Ende kommen würde, sollte sie recht behalten.

Als Hannes Prager drei Wochen alt war, schrieb seine Mutter Fritzi Prager das Abitur, mit Sondergenehmigung in einem separaten Klassenraum, damit sie zwischenzeitlich ihren Sohn stillen konnte. Er blieb fünf Stunden lang in seinem Kinderwagen liegen, schrie nicht, quengelte nicht, lauschte nur dem Kratzen des Füllfederhalters und dem beruhigenden Atem seiner Mutter.

Fritzi Prager entschied, vorerst nicht nach München zum Studium zu ziehen, trotz ihrer Zulassung und zweier Stipendien, die ihr das ermöglicht hätten. Sie wog ab, ihre wenigen Habseligkeiten und ihren Sohn einzupacken und direkt wieder in das Land zu gehen, aus dem er in gewisser Weise stammte. Aber als sie nachts am schimmeligen Fenster ihres Kinderzimmers stand und der Rest von Linden schlief, als sie den Gnom hin- und herschuckelte, der nur dann schlafen wollte, wenn sie sang, und, sobald sie sich eine Pause gönnte, aus vorwurfsvollen Augen zu ihr hochblickte, da fasste sie den Entschluss, erst einmal alles andere außer ihm zu vergessen. Eine Nachbarin sagte, Fritzi könne doch in Hannover Jura studieren, das sei auch nicht so wichtigtuerisch wie München, die Leibniz Universität sei von Linden aus zu Fuß zu erreichen und habe einen Kindergarten für Fälle wie Fritzi. Aber die Nachbarin hatte weder ein juristisches Staatsexamen noch mit achtzehn Jahren allein einen Jungen aufzuziehen versucht, noch war sie jemals in München gewesen, noch war sie die Mutter von Hannes Prager.

Das Kind schrie nie. Es war so still, dass Fritzi sich manchmal fragte, ob der Herrgott bei seiner Schöpfung etwas vergessen hatte. Eine Kinderärztin, die den Jungen



untersuchte, während Fritzi händeringend danebensaß, kniff ihm irgendwann genervt in einen der runden Füße, worauf das Kind immerhin einen leisen Klagelaut von sich gab, der entfernt an den Ruf eines kleinen Entenvogels erinnerte.

Fritzis Eltern störten sich an ihrem nächtlichen Gesang und auch an den Fragen der Nachbarn, wer denn der Vater des Babys sei. Und besonders störten sie sich daran, dass Fritzi einmal darauf antwortete: ein Tiramisu aus Bologna. Die Fragen hatten viel damit zu tun, dass Fritzi den Lindnern zwar wegen ihres schnellen Verstandes nicht geheuer war, aber wegen ihrer elfenhaften Schönheit bewundert wurde – besonders im Sommer, wenn sie kurz abgeschnittene Jeans und zu weite Hemden trug. Man wollte wissen, wer die kleine, freche Fritzi Prager mit dem Kurzhaarschnitt hatte schwängern dürfen.

Ihre Mutter sagte, das Balg brauche mal eine ordentliche Tracht hinter die Löffel, dann würde es auch besser schlafen. Fritzi sagte, sollte irgendjemand den kleinen Hannes auch nur anrühren ... Sie brachte den Satz nicht zu Ende. Fritzis Mutter nahm einen Zug von ihrer Zigarette und blies ihn in Richtung des Kindes. Sie sagte, wenn Fritzi jetzt erwachsen spielen wolle, möge sie bitte bis Ende des Sommers samt ihrem Sohn ausziehen. Es war August.

Fritzi würde arbeiten müssen und hatte gleichzeitig nicht vor, ihren drei Monate alten Jungen auch nur eine Sekunde aus den Augen zu lassen. Sie fand mithilfe von Güneş eine Stelle als Putzkraft in einer Netto-Filiale am nördlichen Stadtrand nahe dem Flughafen. Tagsüber konnte sie lesen und nachts, wenn sie zusammen mit Güneş wischte

und wienerte, das Baby in ihrem alten Schulrucksack auf dem Rücken tragen, wo es glucksend ihrem Gesang zuhörte. Güneş arbeitete in der gleichen Netto-Filiale, sie holte ihr Abitur an einer Abendschule nach und träumte davon, einen Mann zu finden, der sie weder mit dem Handrücken schlagen würde (wie Polinas Vater), noch so langweilig wäre »wie ein Hausschuh«. Güneş befeuerte diesen Traum mit einer immensen Energie, traf viele Anwärter und verließ sie meist schon, bevor sie zusammenkamen. Wenn sie dann zur Arbeit erschien, sagte sie »Hausschuh«, und die Suche begann von vorn. Aber Güneş war ein glücklicher Mensch, und noch höher als ihre Ansprüche war die Hoffnung, dass eines Tages einer in ihr Leben stolpern würde, der ihr ansatzweise gerecht werden könnte.

Manchmal legten die Frauen ihre Kinder in einen Wäschekorb, den sie mit weißen, an Flokatiteppiche erinnernde Fußmatten aus der Haushaltsabteilung des Netto auskleideten.

Der Supermarkt lag in der Einflugschneise des Flughafens, tagsüber donnerten die Maschinen darüber hinweg, was die Miete in der Nachbarschaft bezahlbar machte und Fritzi und Sohn erlaubte, in eine kleine Einzimmerwohnung mit Kochnische in einem Mehrfamilienhaus zu ziehen.

Fritzi hatte ihre Bücher, eine Matratze, eine beste Freundin, zwei Jeans und einige Hemden, einen Löffel und ein paar Kartons, die sie aus dem Supermarkt mitnahm und als Babybett, Kleiderschrank und Esstisch einsetzte. Das meiste Geld gab sie für Windeln aus. Mutter und Sohn fehlte es an nichts.

Die Kinderärztin war anderer Meinung. Fritzi bat einen weiteren Arzt um Rat, weil sie das Gefühl hatte, sie werde wie ein zweiter Säugling behandelt, aber der zweite Arzt und auch der dritte sagten etwas Ähnliches wie die erste Ärztin. Hannes sei zu ruhig für ein sechs Monate altes Kind, er wirke, als träumte er noch im Fruchtwasserbad. Die Mutter müsse Reize finden, die das Kind aus dieser Lethargie weckten. Fritzi massierte ihrem Sohn die dicken Oberschenkel, sie trug ihn in den Park, wo er die Blumen ignorierte, an denen er riechen sollte, stattdessen rollte er sich in ihrem Arm wie eine erschrockene Assel ein, als eine Maschine im Landeanflug über sie hinwegrauschte. Fritzi lieh sich aus dem Netto einen Wäschebottich und füllte ihn bis oben mit nach künstlichem Waldmeister riechendem Wackelpudding, und als der Wackelpeter erstarrte, setzte sie ihren Sohn hinein, der darin bis zur Kinderbrust einsank, mit den kleinen Händen ein wenig von der grünen, klebrigen Masse zerquetschte und Fritzi aus seinen dunkelgrauen Augen fragend ansah.

Hannes Prager schrie zum ersten Mal, als der in einer nahen Kükenfarm arbeitende junge Mann aus der Nachbarwohnung nach dem Genuss einer Flasche Mariacron entschied, er würde gern den Abend mit der Elfenfrau ausklingen lassen, die immer so freundlich grüßte und ihn sonst so arrogant ignorierte. Er klopfte an Fritzis Tür. Sie trug vor der milchgeschwollenen Brust den Jungen, der dem Nachbarn in seiner erwachsenen Stille vorkam wie Luzifers Ausgeburt persönlich. Fritzi sagte dem Nachbarn sanft, er solle seinen Rausch ausschlafen, sie habe schon einen brabbelnden Mann in ihrem Leben, aber sie legte ihm

dabei kurz ihre Hand auf den Arm, bevor sie die Tür zu-drückte, was ihn zusammen mit dem Anblick des Milch-busens vollends unzurechnungsfähig machte. Und als der Nachbar erst unschlüssig vor der Tür stand und rätselte, wie er die warme Berührung deuten sollte, und dann, einer Fehleinschätzung folgend, gegen die Spanplatte der Tür hämmerte, stieß der Junge auf Fritzis Arm einen Schrei aus, einen einzigen hohen, vibrierenden Ton, klar wie Brenn-spiritus, der den Nachbarn sofort ausnüchterte und in seine Wohnung zurückkehren ließ. Hannes Prager schrie ein dreigestrichenes f, ohne dass er selbst, die begeisterte Mut-ter oder der erschauernde Nachbar das hätten einordnen können.

Am nächsten Tag kündigte Fritzi den Mietvertrag.

Sie kaufte sich eine Zeitung und las die Wohnungsannon-cen. Eine lautete:

*Nur ein Zimmer, 90 Quadratmeter, ab sofort, Kananohe. Geheizt wird mit Holz. Für wen, der keine Angst vor Geis-tern hat: ein Traum. Im Garten: gute Aussicht und Rhabar-ber. 800 Deutsche Mark in bar. Heinrich Hildebrand.*

Fritzi wusste nicht, was Kananohe ist, hatte keine Erklä-rung dafür, wie ein einzelnes Zimmer neunzig Quadratme-ter groß und so teuer sein konnte. Achthundert Mark konnte sie sich nicht leisten, aber Dinge, die sie vermeint-lich nicht konnte, hatten sie schon immer angezogen.

Sie wählte die Telefonnummer unter der Annonce, fuhr mit dem Fahrrad, den Sohn im Rucksack, vorbei an dem Maschendrahtzaun, der entlang der Landebahn des Flug-hafens verlief. Der letzte Teil der Straße war schlecht ge-teert, voller Schlaglöcher und führte durch ein nach Schwe-

felgasen riechendes Moor, das mit grünen Schildern als Naturschutzgebiet gekennzeichnet war.

Die Villa stand frei und herrschaftlich in der Weite. Sie hatte zwanzig Zimmer und war im neunzehnten Jahrhundert erbaut worden, als es keine Naturschutzgebiete gab. Die lange Auffahrt war früher von Birken gesäumt gewesen, jetzt standen nur noch vereinzelt morsche Stämme. Von den einst hellblauen Fensterläden blätterte die Farbe. Vor der Hausfront stand ein praller Birnbaum und daneben ein Baum mit blauschwarz schimmernden, vor Reife platzen- den Zwetschgen, von denen Fritzi am liebsten sofort welche gepflückt hätte. Es konnte gar nicht so viele Geister hier draußen geben, dass ihr diese halb verfallene Villa nicht als Traum erschienen wäre.

Ein Mann trat auf die steinerne Treppe. Fritzi stieg vom Fahrrad und schaute zu ihm hoch.

Heinrich Hildebrand trug einen Vollbart und ein mehrmals geflicktes Sakko aus Tweed in der Farbe alter Walnüsse. Es gab verschiedene Gerüchte über ihn, die sich die Dorfbewohner Kaltenweides, Engelbostels und halb Langenhagens erzählten. Er sei der reichste Mann der niedersächsischen Tiefebene, manchmal singe er wehklagende Lieder auf Wienerisch über eine Frau, die ihn verlassen habe und die seinen Zorn auf die Welt speise, den er an unschuldigen Campern auslasse. Er ziehe die schärfsten Chilis diesseits des Atlantiks. Er sei der Autor einer berühmten Novelle, die einmal ein kleiner Erfolg gewesen sein soll, aber nun nicht mehr gedruckt würde. Hildebrand schreibe seit vielen Jahren erfolglos an einer Fortsetzung,

was erheblichen Anteil an seiner allgemeinen Menschenfeindlichkeit habe.

Die Gerüchte stimmten alle nicht, waren aber auch nicht ganz unrichtig. Außer der Vermutung, er sei reich – die war Unsinn.

Heinrich Hildebrand betrachtete Fritzi Prager mit halb geschlossenen Augen, er roch nach Knize Rasierwasser – Sandelholz, Orange, Rosmarin, Leder –, in der Hand hielt er ein langes Käsebrot. Er hob das Brot zum Gruß.

Hildebrand lebte schon lange hier und zahlte, was er ganz selbstverständlich fand, keine Miete an das niedersächsische Landesamt für Flur- und Moormanagement, dem die Villa gehörte. Mittlerweile fühlte er sich, als gehörte ihm dieses Haus und das umliegende, fünfundvierzig Hektar große Naturschutzgebiet namens Kananohe gleich dazu. Hildebrand hatte als junger Mann am Wiener Konservatorium Klavier studiert, aber das wusste kaum noch jemand, nicht mal die Gerüchtespatzen, was auch daran lag, dass seine Klavierlaufbahn keine wirkliche Laufbahn gewesen war. Damals in Wien in einer besonders heißen Sommernacht kurz vor seinem Abschlusskonzert am Konservatorium war Hildebrand auf die Idee gekommen, über den Lattenzaun des neuen und spektakulären Hietzinger Bads zu klettern, um sich schwimmend ein wenig abzukühlen. Er sprang vom Hochstuhl des Bademeisters, probierte einen Salto, überlegte es sich mitten im Flug anders, verlor die Balance, wusste ein paar Sekunden lang nicht recht, wo oben und unten war, schlug mit dem Kopf seitlich auf die schwarze Wasseroberfläche und zerriss sich das Trommelfell des linken Ohres. Es wurde nie wieder heil. Hildebrand

verließ Wien links ohne Gehör und insgesamt ohne Studienabschluss, arbeitete als Zeitungsredakteur, als Beleuchter, als Aktivist, der in der Arktis Wale vor ihren Fängern beschützte. Er schrieb eine Novelle, in deren Zentrum ein gehörloser Walfänger stand und die sogar gedruckt wurde.

Seit vielen Jahren nun lebte Hildebrand in der Villa und kümmerte sich darum, dass die Menschen das Bissendorfer Moor in Ruhe ließen. Ab und an räumte er einen umgestürzten Baum von einer der wenigen Straßen, verjagte Wildcamper und hörte sonst einohrig den Moorbühnern zu. Er war schon so lange allein, dass er vergessen hatte, wie einsam er war, aber jüngst hatte er bei seinen monatlichen Einkäufen überlegen müssen, ob er sich noch Parmesan leisten konnte. Und weil echter Parmigiano Reggiano Heinrich Hildebrand wichtig war, hatte er entschieden, einen Untermieter zu sich ins Moor zu holen, obwohl er eigentlich keine Lust auf Gesellschaft hatte und sich ziemlich sicher war, dass er mit seinen sechzig Jahren nicht mehr für ein Leben in Gemeinschaft taugte. Er hatte sich vorgenommen, einen Mietvertrag mit der Mindestlaufzeit von einem Jahr aufzusetzen und sich dann so danebenzubenehmen, dass der Mieter schnell wieder verschwinden würde.

»Wann könnten wir einziehen?«, fragte Fritzi zur Begrüßung.

Der Mann hatte einen Händedruck, in dem Fritzis Hand verschwand, er knurrte etwas Unverständliches, in seinem Bart hingen Brosamen. Fritzi konnte Mottenlöcher in seinem Jackett erkennen, aber als er den Kopf des kleinen Hannes entdeckte, der sich in seinem Rucksack aufrichtete,

griff er an Fritzi vorbei und strich ihrem Sohn mit einem Finger über die Wange.

»Zimmer ist schon weg«, sagte er, »vorhin war einer da, Werbetexter. Hat gesagt, er nimmt es und renoviert noch.«

»Darf ich es trotzdem sehen?«, fragte Fritzi.

Heinrich Hildebrand zuckte die Schultern.

Das neunzig Quadratmeter große Zimmer lag im ersten Stock. Es war einmal der Speisesaal der Villa gewesen, hatte Bogenfenster, die wahrscheinlich seit dem neunzehnten Jahrhundert nicht mehr geputzt worden waren, ein Plattenspieler thronte auf einer Kommode, neben dem Kamin verrottete ein von Holzwürmern zerfressenes Klavier, in einer Ecke stand ein staubiges Sofa. An der Wand hing das dunkle Ölgemälde einer molligen Frau, daneben ein Schwarz-Weiß-Foto hinter Glas, eine Schulkasse, in deren Mitte ein Gorilla saß, als wäre er einer der Schüler. Am Ende des Saals hing der ausgestopfte Kopf eines Hirsches, dem ein Glasauge fehlte. Das Licht, das durch die Fenster fiel, hatte an diesem Tag die Farbe von Lindenhonig und ließ die speckigen Dielen glänzen. In der Mitte des Raums lag ein verblasster gelb-blauer Orientteppich. Fritzi würde nachts nach der Arbeit mit dem Fahrrad eine halbe Stunde lang über die einsame Schlaglochpiste rattern müssen, aber das störte sie nicht. Von draußen hörte sie den Ruf eines Vogels, den sie nicht kannte. Hannes auf ihrem Arm lachte.

»Wann stellen Sie mir die Geister vor?«, fragte Fritzi.

Der alte Mann blickte sie ernst an.

»Wie gesagt, das Zimmer ist schon weg.«

»Ich kann auch renovieren«, log sie.

Er betrachtete sie.



»Was ist mit dem Vater?«, fragte er.

»Der hatte die gleiche Uhr wie der Erstbesteiger des Mount Everest.«

Heinrich Hildebrand sah sie lange an.

»Das Zimmer ist vergeben, junge Frau.«

»Ist ja schon gut. Darf ich mir wenigstens ein paar Zwetschgen pflücken, bevor ich gehe?«

Heinrich Hildebrand nickte. Er ging hinter Fritzi die wippenden Treppenstufen nach unten, sah ihr zu, wie sie ihrem Sohn etwas ins Ohr flüsterte und ihn auf die Fontanelle küsste.

»Jesses«, grummelte Hildebrand in seinem tiefen Bass. Da hob der junge Hannes den Kopf, sah den alten Hildebrand an und reckte dann die kleinen, fetten Hände nach ihm. Fritzi hielt inne, griff ihren Jungen unter die Achseln und reichte ihn die Treppe nach oben.

Heinrich Hildebrand konnte sich nicht erinnern, dass er je ein Kind auf dem Arm gehabt hätte. Es roch nach Milch und Keksen und ein wenig nach Waldmeistergötterspeise. Dann legte der Bub seine unbegreiflich weiche Hand auf Hildebrands stacheligen Kehlkopf und etwas rührte sich in ihm. Hildebrand sah die Mutter an, die misstrauisch zu ihm hochschaute, und fragte sich, ob er nicht hier oder dort eine andere Entscheidung hätte treffen können, ob Freundlichkeit nicht doch eine Möglichkeit gewesen wäre und wie es wäre, eine Frau wie diese hier zu haben, die seine Enkelin hätte sein können und blitzschlau wirkte und so energiegeladen, als könnte sie an einem Tag den ganzen Pflaumenbaum abpflücken und vielleicht sogar ein Mus aus den Früchten kochen. Er dachte an den Werbetexter mit seinem

sauberen, hellblau lackierten Auto. Sein Leben lang hatte Hildebrand ein gesundes Misstrauen gegen Menschen gehegt, die ihre Freizeit damit verbrachten, ihre Blechkisten auf Hochglanz zu polieren.

»Können Sie wirklich renovieren?«, fragte Hildebrand hinter Fritzi, und der Junge blickte erstaunt um sich, als die Bassstimme von der mottenzerfressenen Seidentapete widerhallte.

»Gibt es hier wirklich Geister?«, fragte Fritzi.

»Die Diele kann kalt werden im Winter. Der Wind kracht ungebremst übers Moor direkt von der Nordsee hier auf die Haustür.«

»Wir können ja das Klavier verbrennen.«

Hildebrand musste an die Frau denken, für die er damals auf diesem Klavier gespielt hatte. Das Klavier war ein seltsames altes Ungetüm mit einem überdimensionalen Gehäuse, in dem früher eine Selbstspieleinrichtung gesteckt hatte, die aber längst ausgebaut war. Die Frau war eines Morgens weg gewesen, ohne Heinrich eine Erklärung dazulassen. Seitdem war im Speisesaal keine Musik mehr erklungen.

»Schreit er viel?«, fragte Heinrich Hildebrand und gab der Mutter das Kind zurück. Ihm schlug das Herz, weil er den Bub nicht fallen lassen wollte und gleichzeitig fürchtete, ihn zwischen seinen Händen zu zerdrücken. Fritzi nahm Hannes in ihre Arme.

»Nie.«

»Gut.«

»Sehen ein paar Ärztinnen anders.«

Hildebrand winkte ab. Er hielt nicht viel von Ärzten, sie

wollten einem das Leben retten und verboten es einem dabei.

»Sie würden das Zimmer also nehmen?«, fragte er.

Fritzi war in der Diele angekommen, und durch die Haustür, die Heinrich Hildebrand hatte offen stehen lassen, fiel Spätsommerlicht auf das mahagonibraune Sternparkett.

»Wir müssten noch mal über den Preis sprechen«, sagte Fritzi.

Heinrich Hildebrand schaute Mutter und Sohn an, zwei Kinder, deren Schatten in seine Richtung fielen und die unterste Treppenstufe berührten. Das Licht ließ die Haare der Frau von hinten leuchten. Er hatte ihre feinen, langen Hände gesehen, die frisch verheilten Blasen innen an den Daumen. Heinrich Hildebrand wusste, solche Blasen bekommt nur ein Mensch, der noch nie einen Hammer gehalten hat. Sie würde diese Villa nicht renovieren. Und jetzt wollte sie die Miete drücken. Zu seinem eigenen Verwundern fing er schallend an zu lachen, so laut, dass selbst die Geister in ihren Verstecken staunten.

»Haben Sie viele Möbel?«, fragte Heinrich Hildebrand.

»Eine Matratze, aber die krieg ich zusammengerollt auf den Gepäckträger.«

»Es wird regnen. Wir nehmen den Jeep.«

»Woher wissen Sie das?«

»Das verrate ich Ihnen, wenn Sie bewiesen haben, dass Sie ein amtliches Pflaumenmus kochen.«

In ihrem ersten Winter im Moor radelte Fritzi nachts nach der Arbeit mit dem Fahrrad heim. Der Sohn steckte im Rucksack, in eine alte Lammfelljacke Hildebrands gerollt, die sie in einer Abstellkammer der Villa gefunden hatte. Der Wind biss Fritzi so garstig ins Gesicht, dass ihre Lippe aufplatzte. Heinrich Hildebrand wärmte sich die Socken am Kamin und die Gedanken an einer alten Aufnahme von Gustav Mahlers *Auferstehungssinfonie*, als Fritzi das Haus betrat. Er schaute auf ihre blutige Lippe und sagte, sie solle nicht den gesamten Hagel der Welt in die Stube tragen. Sie könne außerdem nicht ewig bei Netto schuften und durch Schneestürme radeln, sonst sehe ihr Gesicht in ein paar Jahren aus wie ein Bombenkrater und damit sei niemandem geholfen. Ob sie schon mal vom niedersächsischen Landesamt für Flur- und Moormanagement gehört habe?

Er sorgte dafür, dass Fritzi als seine Assistentin eingestellt wurde, er nannte sie von nun an gelegentlich »AdjutantIn«. Bald juckelte sie mit ihrem Sohn auf dem Beifahrersitz des Jeeps durch das Moor, sammelte Plastikmüll und sägte voll jugendlicher Begeisterung Bäume mit der Kettensäge um. Wildcamper ließ sie campen, riet ihnen aber, ihre Zelte nicht unter einer der vertrockneten Birken auf-

zustellen und ihre leeren Raviolidosen bitte schön wieder mitzunehmen. Fritzi lernte vom alten Hildebrand, wie gefährlich die toten, hohlen Birken waren, weil sie manchmal bei der leisesten Erschütterung umstürzten. Sie lernte, dass Regen nahte, wenn der Wind flach über der Erde aus Westen blies, der Abendhimmel rot glomm und die Vögel sich Verstecke suchten. Sie lernte, Ringelnattern von Blindschleichen zu unterscheiden, dass Eichelhäher verrückt nach gerösteten Erdnüssen waren und dass Kraniche Duette sangen, wenn sie sich gegenseitig vor den Menschen warnten. Der kleine Hannes ging vor Aufregung über ein solches Duett seine ersten Schritte, um dem Gesang ein wenig näher sein zu können.

Für die alten Griechen sei der Kranich der Vogel des Glücks, erklärte Heinrich Hildebrand, aber er persönlich halte die alten Griechen für einen Haufen irrer Lustmolche und Kraniche für Kraniche.

Fritzi und Hildebrand schwiegen viel und ließen den anderen mit den jeweiligen Gedanken allein. Fritzi kochte Zwetschgenmus. Danach ließ Hildebrand ihr seine vergilbten russischen Romane, die so alt waren, dass das Deutsch nicht mehr in die Zeit passte, und die Fritzi genau deshalb besonders kostbar wurden.

Als Hannes Prager vier Jahre alt war, saß er mit geschlossenen Augen auf dem Stamm einer umgestürzten Birke im Bissendorfer Moor und lauschte dem Wind, der durch eine Wiese aus vertrocknetem Pfeifengras strich. Es wurde seine erste Erinnerung.

An manchen Tagen fand Fritzi Hannes, wie er regungslos zwischen den Tümpeln stand und auf irgendetwas

lauschte, und wenn er sie bemerkte, schaute er aus großen Augen zu ihr hoch, als wäre die Welt in ihren Klängen so überwältigend, dass es kaum fassbar war.

Die drei Moorbewohner hatten wenig Geld, aber sie hatten die alten Russen, die Plattensammlung, genug zu tun, Fritzi hatte ihren Sohn und Hildebrand die heimliche Nacharbeit an der neuen Novelle. Sie alle lebten von den Sonnenaufgängen und der Ruhe. An den Schwefelgeruch des Moores gewöhnte man sich. Fritzi kochte abends oft die Leibspeise der drei, Nudeln mit gerösteten Brotbröseln, grob gehacktem Schlangenknolauch und vorsichtig dosierten Chilis von Heinrich aus dem Garten, *Pasta con la mollica*, und Fritzi sagte, jeder Mensch mit mehr als drei Gehirnzellen sollte früher oder später nach Italien auswandern. So ist es, sagte der alte Hildebrand. Und Hannes fragte sich, was sie daran hinderte, es zu tun, aber erklärte es sich in seinem Kinderkopf damit, dass es in Italien wahrscheinlich keine Moore gab.

Güneş und ihre Tochter Polina kamen oft in die Villa ins Moor, was der alte Hildebrand erst mit längeren Pöbeleien zu verhindern versuchte, dann aber schweigend akzeptierte, als Güneş seine Hand beim Armdrücken krachend auf den von Krümeln übersäten Küchentisch hämmerte. Beim nächsten Besuch gab Güneş dem völlig verdatterten Hildebrand ihre Tochter auf den Arm und setzte sich in den Vorgarten, um sich – in Unterwäsche – zwei Stunden zu sonnen, weil sie abends einen neuen Anwärter auf die Stelle des Traummannes treffen wollte. Hildebrand vermutete, Fritzi habe ihr zu dem Trick mit dem Kind geraten, weil sie ihn damals genau so überlistet hatte. Die kleine

Polina musterte ihn aus schwarzen Olivenaugen, und Hildebrand wusste nicht so recht, was er mit ihr anfangen sollte, also hob er sie einmal kurz und sehr behutsam nur wenige Zentimeter in die Luft, um sie dann etwas schneller wieder herunterzulassen. Er hatte einmal irgendwo gesehen, dass Eltern so etwas mit Kindern tun, und es nie begriffen, aber nun strahlte Polina ihn dermaßen begeistert an, dass dem alten Mann das Gletscherherz schmolz. Die Angst, das Mädchen fallen zu lassen, verflog und sonst noch alle möglichen Ängste dazu. Es war Hildebrand plötzlich einerlei, dass Güneş ihn manipulierte. Er merkte, dass er Polina eigentlich immer gemocht hatte, ein Mädchen, das Dostojewski im Namen trug, konnte man nur mögen. Als Güneş sich genug gesonnt hatte, wollte Hildebrand die kleine Polina gar nicht mehr hergeben und hätte mit ihr, obwohl ihn die morsche Schulter ein wenig piesackte, den ganzen Abend »Fahrstuhl« spielen können. Beim nächsten Besuch von Güneş und Polina nuschelte Hildebrand schon an der Tür, dass er die Kleine ja wieder hüten könne, »wenn es sein muss«. Polina gluckste, als er sie auf den Arm nahm, und Güneş haute dem alten Hildebrand auf die Schulter, dass es seinen ganzen Körper durchzuckte, und sagte: »Ab heute darfst du sie Poli nennen.«

Unter Hildebrands wachsamen Augen spielten Poli und Hannes mit dem gleichen ausgestopften Marder, knabberten die gleichen Moormöhrchen, sie saßen zwischen Peperoni und Geisterchilis im Garten und Poli überredete Hannes, dass beide sie probierten. Hildebrand hielt das für eine gute Idee. Die Kinder weinten danach zusammen und aßen löffelweise Mayonnaise, um den Schmerz zu lindern.

Sie hatten nie aufgehört, aneinandergerollt ihren Mittagsschlaf zu machen, dabei hätten Polina und Hannes unähnlicher kaum sein können, was allerdings niemanden störte – was niemand in diesem Moor auch nur bedachte. Hannes lauschte vorsichtig in die Welt hinein wie in eine dunkle Höhle, in der Ungeheuer lauern. Polina schaute hinter jede Tür, steckte ihren Kopf in die Tümpel im Moor, um zu prüfen, was darin war, fasste jeden Käfer an und nahm die meisten davon in den Mund. Hätte sie Ungeheuer gefunden, hätte Polina mit ihnen getanz. Ihre Haare standen in viele Richtungen vom Kopf ab wie schwarze Flammen. Wenn es kalt wurde, sammelte sie Brot in ihren Jackentaschen und legte es im Moor aus, damit die Moorbühner etwas zu essen hatten außer totem Gras und gefrorenem Regen.

Polina liebte es, sich vor Hannes zu verstecken, in der vollen Regentonne, im Gartenhaus, auf dem Birnbaum, und Hannes fand sie fast nie.

Hannes war in allem langsamer als sie, er bewegte sich behutsam, er krabbelte gerade mal, als Polina schon auf den alten Hildebrand zulief und begann, erste Sätze zu sprechen.

Hannes Pragers erstes Wort war Mama, sein zweites Wort war Mahler. Hildebrand hatte den Plattenspieler entstaubt und legte abends Schallplatten auf. Der Junge lag zusammengerollt auf dem Teppich, hörte mit geschlossenen Augen der Musik zu und bewegte ab und an einen seiner immer länger werdenden Finger, als würde er die Töne festhalten wollen. Polina lag daneben, langweilte sich und stellte Hildebrand eine Frage nach der nächsten, die wie Rätsel



wirkten und so kompliziert waren, dass Hildebrand sich freute, wie schlau dieser kleine schwarzäugige Fuchs war, und irgendwann zu der Überzeugung kam, sie fragte ihn nur, um ihn zu ärgern, was ihn noch mehr freute. Eine Zeit lang wollte Hannes abends nur einschlafen, wenn Heinrich die Platte mit Chopins *1. Klavierkonzert* auflegte, eine alte Aufnahme, die knisterte, eingespielt von Arthur Rubinstein. War der gedämpfte langsame zweite Satz vorbei, bevor Hannes die Augen zugefallen waren, musste Hildebrand die Nadel unter gebrummelten Protesten (»Diese verdammten kleinen Läusegehirne treiben mich noch in den Wahnsinn«) an den Anfang der Schallplatte setzen.

Polinas Blick war wach und listig, Hannes' verträumt und oft so ziellos, dass Fritzi mit ihm zum Augenarzt ging. Hannes bekam eine Brille, ein Kassenmodell mit dicken Gläsern, das ihm ständig auf die Nasenspitze rutschte. Wie Polina hatte er wild tanzendes Haar, nur war seines blond und gelockt.

Wenn die Kinder am Küchentisch saßen, hörte Hannes oft nur dem Klang der Stimmen zu, sagte selten etwas, und wenn man ihn etwas fragte, musste Fritzi die Frage wiederholen. Als Polina vier Jahre alt war, wollte sie wissen, ob die Tiere nach ihrem Tod auch in den Himmel und ob die Raubtiere in die Hölle kämen und wenn ja, wie das zu rechtfertigen sei.

Sie kämen natürlich in den Himmel, sagte Hildebrand, so wie alles, was krecht und fleucht, deswegen sei es ja der Himmel. Die Hölle sei leer, und die Einsamkeit dort mache sie erst zur Hölle, dozierte er mit einer gewissen Genugtuung in der Stimme, weil er sicher war, das würde Polina

bis zur Nachspeise ruhig stellen, aber sie entgegnete nur:  
»Wieso ist der Himmel eigentlich blau?«

An manchen Tagen sprang der kleine Hannes Prager in Alarmbereitschaft auf, egal was er gerade tat, und stellte sich auf die obere Stufe der Treppe, die zum Garten führte. Er stand auf Zehenspitzen und starrte die Straße hinab, die in der untergehenden Sonne verschwand. So verharrte er minutenlang und atmete erleichtert aus, wenn Güneş' alter grauer Volvo endlich auftauchte. Hildebrand wollte nicht glauben, dass Hannes das Auto aus Kilometern Entfernung hören konnte, und war sich sicher, die Kinder hatten sich abgesprochen und spielten ihm mal wieder einen Streich.

Poli wurde mit fünf eingeschult. Als Hannes Prager fünf Jahre alt war, scheiterte der Versuch, ihn im Kindergarten Engelbostel anzumelden. Die Stimme einer Erzieherin war so knatschig, dass Hannes immer wieder aus dem Raum rannte.

Hildebrand war im Geheimen froh, dass der Junge ihm noch ein wenig Gesellschaft leisten würde. Der alte Moor- mann betrachtete Polinas Schulbücher und ihren Lerneifer mit gerunzelter Stirn. Er fürchtete, der allgemeine Schul- kanon könnte das Kind aus der so wunderbar unangepasst verlaufenden Bahn werfen, und deshalb begann er, als Kor- rektiv zur niedersächsischen Grundschule, den beiden Kin- dern aus alten Dostojewskis vorzulesen. Hannes verwirrten die vielen russischen Namen, aber er hörte den rhythmisch summenden Bass Hildebrands und war zufrieden damit. Polina hörte tatsächlich auch den Wörtern zu, gebannt und – was sie sonst eher selten war – still. Nur ab und an

lachte sie laut oder fragte ernst nach, wenn sie etwas nicht verstand.

Zur Weihnachtszeit las Hildebrand den *Spieler*. Hannes saß auf dem Teppich und lauschte dem Knistern des Kamins, draußen jaulte der Wind, Polina zerknackte gelegentlich einen von Fritzi gebackenen, steinharten Zimstern zwischen den Backenzähnen. Sie liebte den Roman, vor allem die Figur der Babuschka, weil die ständig solchen Radau machte. Poli hatte schon mehrmals gefragt, warum Dostojewski die langweiligen Bücher so lang geschrieben hatte und den *Spieler* so kurz, worauf nicht einmal Heinrich Hildebrand eine Antwort wusste. Als es spät wurde und er noch immer las, wollte die alte Babuschka den Erzähler gerade dazu bringen, trotz aller Verluste noch einmal Roulette zu spielen. Hildebrand zitierte: »Warum nicht? Was soll das wieder? Habt ihr alle Tollkraut gegessen?«

»Tollkraut?«, fragte Polina sofort hellwach, sie drückte sich hoch auf die Knie.

»Giftig«, sagte Hildebrand, »wächst manchmal auf dem alten Geröllhaufen hinterm Gartenschuppen. Diese gelben Blüten mit den violetten Äderchen. Aber jetzt müsst ihr schlafen.«

»Wieso toll?«

»Toll kann auch verrückt bedeuten.«

»Wieso?«

Hildebrand musste lächeln.

»Soll ich weiterlesen?«

»Warum nicht? Hast du wieder Tollkraut gegessen?«, fragte Poli und lachte.

Es wurde Polinas Lieblingssatz. Sie sagte ihn in diesem Winter so oft, dass Hildebrand sich bald fragte, ob er das mit dem Vorlesen nicht lieber gelassen hätte. Polina sagte den Satz vor lauter Begeisterung bald auch, wenn sie einfach nur »Ja« meinte. Nach einiger Zeit begriff sogar Hannes, wie sie es meinte. *Willst du noch einen Pfannkuchen? Bleibst du noch bis zum Ende des Lieds? Kommst du morgen mit eislaufen?* Die Antwort lautete: »Hast du Tollkraut gegessen?« Poli hörte nicht auf, sich über diese Formulierung zu freuen. Im Frühjahr, als ihre Klassenlehrerin sich beschwerte, dass ein solcher Satz keine adäquate Antwort auf die Frage sei, ob Polina Schwammdienst habe, besonders nicht für eine Sechsjährige, sagte Polina, das sehe Dostojewski allerdings anders, was die Lehrerin so verwirrte, dass es sie vorerst befriedete.

Als der alte Hildebrand, Fritzi, Güneş, Hannes und Polina im Sommer die Fensterläden mit taubenblauer Farbe neu anstrichen, malte Fritzi einen Kranich auf den Gartenschuppen wie ein Wappen. Hildebrand sagte, der Vogel sähe aus wie ein dicker blauer Fasan. Polina malte Hannes Streifen ins Gesicht.

Nach getaner Arbeit aßen alle fünf rohen Rhabarber, den sie ungeschält in eine Schüssel braunen Zucker stipten, die Hildebrand auf die Steinstufen der Villa stellte.

»Hört mal«, sagte Hildebrand, als sie zu fünft aneinandergedrückt auf der Treppe des alten Dienstboteneingangs saßen, die Stufen warm von der Sonne des Tages.

»Hört doch mal.«

»Was denn?«, fragte Poli.

»Nichts«, sagte Hildebrand.

Sie hörten den Grillen zu und einem entfernt quakenden Moorhuhn. Hildebrand blickte Fritzi triumphierend an.

»Was denn?«, fragte Fritzi.

»Alles«, sagte er.

Hannes schaute zwischen den Gesichtern hin und her und wusste, ihm konnte nichts passieren.

Am Abend schichtete Güneş ein Feuer auf. Die Kinder rösteten Marshmallows über den Flammen, bis der karamellisierende Zucker in schwarzen Blasen blubberte. Güneş fuhr später allein in die Stadt, neue Hausschuhe probieren. Poli und Hannes lagen oben im alten Speisesaal auf dem Orientteppich. Poli redete, und Hannes hörte ihrer Stimme zu. Am Feuer schwiegen Fritzi und der alte Hildebrand, starrten in die Flammen und dachten jeder für sich, dass das Leben schon eine seltsame Wirrnis ist mit alten Käuzen im Moor und jungen Müttern, die mit dem Fahrrad vom Netto angeradelt kamen.

Es war der letzte gemeinsame Abend für lange Zeit. Güneş und Polina flogen kurz darauf nach Istanbul, weil Güneş dort ihrer Mutter zur Hand gehen musste.

»Sie ist alt, und ich bin jung, das ist die ganze Geschichte«, war alles, was Güneş dazu sagte.

Und obwohl Hannes versuchte, genau zuzuhören, als Fritzi ihm erklärte, dass Polina nun eine Weile weg sein würde, verstand er nicht, was geschehen war und wie schnell ein Glück enden konnte, ohne dass man etwas falsch machte. Er lag allein auf dem Orientteppich und wartete. Er vermisste ihre helle Stimme und dass sie immer wusste, was zu tun war. Es fühlte sich ein wenig so an, wie

wenn sie sich vor ihm versteckte, nur dieses Mal kam sie nicht zu ihm. Die Tage vergingen, und es gab so viel zu hören, und obwohl Hannes Polina nicht vergaß, wartete er bald nicht mehr, sondern versuchte nur noch, sich so genau es ihm gelang an ihren Klang zu erinnern. Und als auch der verblasste, konzentrierte Hannes sich auf die neuen Stimmen. Er liebte die Stimme seines Grundschullehrers, und er mochte es, dass sie in der Schule jeden Morgen sangen. Er wurde ein braver Schüler, der oft dasaß, als ginge ihn das alles nichts an, und den einige Lehrer für zurückgeblieben hielten, weil sie nicht verstanden, dass in seinem Inneren etwas Faszinierenderes geschah als eins plus drei oder Fara und Fu.

Die Prinzessin der Grundschule hieß Sofi, trug blonde Zöpfe, saß auf ihrem Stuhl im Unterricht mit geradem Rücken, sie hatte oft kleine, sauber aneinandergelegte Würstchen in ihrer Brotdose, das meiste Taschengeld, und manchmal kaufte sie davon Corny-Riegel, stellte sich auf einen Erdhügel auf dem Pausenhof und warf die Riegel in die Menge der zuckergierigen Kinder. Hannes mochte die Klarheit ihrer Stimme bei den morgendlichen Liedern, die ihn an den Winter erinnerte, wenn es so kalt war, dass der Atem Wolken bildete.

Nach ein paar Wochen nahm Hannes seinen Mut zusammen, ging zu Sofi, griff ihre Hand, so wie seine Mutter das oft bei ihm tat, zog sie, die verdutzt hinter ihm her taperte, in eine ruhige Ecke des Pausenhofs und sang ihr eine Melodie vor, die ihn entfernt an das Lied der Kraniche erinnerte, aber auch an die Farbe der frisch gestrichenen Fensterläden

und vor allem an die Winternächte im Moor. Sofi sah ihn an, hörte ihm kurz erstaunt zu, entwand sich seinem Griff und schlug ihm ins Gesicht.

Hannes erzählte seiner Mutter davon, als sie abends auf der Chaiselongue im alten Tanzsaal saßen und Karten spielten. Fritzi hörte zu, strich ihm die Locken so heftig aus dem Gesicht, dass es seinen Kopf nach hinten zog, und sagte: »Sing es morgen noch mal.«

»Aber sie hat mich gehauen.«

»Weil sie Angst hatte. Sing es noch mal. Und übrigens: Mau-Mau.«

Hannes spürte die raue Hand seiner Mutter auf der Stirn und sah sie an. Er verstand nicht, was sie meinte, aber die Frau, die ihm jetzt den Sand aus den Augen prokelte und danach die Karten neu mischte, hatte ihm alles über das Moor beigebracht, ihm Lieder vorgesungen, gewann immer beim Mau-Mau und wusste auch sonst, was zu tun war, wenn das Leben mit seinen Verpflichtungen, Regeln und Absonderlichkeiten Hannes überforderte.

Am nächsten Tag nach der Schule sagte er, dass er wieder gesungen habe. Fritzi fragte nicht, wie das Mädchen reagiert hatte, als würde das keine Rolle spielen, obwohl Hannes ihr gern erzählt hätte, dass Sofi zu ihm gekommen war, bevor er die Gelegenheit hatte. Sie gab ihm ein halbes Dutzend Corny-Riegel und fragte, ob er noch einmal für sie singen würde. Die beiden versteckten sich hinter den Aquarien, Hannes sang sehr leise in ihr Ohr, und danach umarmte Sofi ihn lange und warm und sagte, es tue ihr leid, dass sie ihn geschlagen habe und dass er unbedingt wieder für sie singen solle. Das alles erzählte Hannes seiner Mutter

nicht. Er sagte nur, er habe gesungen, und das reichte schon. Fritzi kam mit der Nudelzange in der Hand auf seine Seite des Küchentisches und küsste ihn auf die Nase.

Hannes sang noch oft für Sofi, bis sie am Ende des Schuljahres hinter den Aquarien zu ihm sagte, dass sie bald auf eine katholische Privatschule in der Südstadt gehen würde.

Als Hannes Prager achteinhalb Jahre alt war, suchte ein Herbstgewitter das Bissendorfer Moor heim. Fritzi war mit dem Jeep unterwegs, um ein paar tollkühne Wildcamper zu retten, Hannes war nicht mitgefahren, weil der Jeep zu sehr ruckelte, um vernünftig die Mathematikaufgaben aufzuschreiben, was so schon schwierig genug für ihn war. Der alte Hildebrand hielt es für eine gute Idee, raus ins Sumpfgras zu rennen und sich vom Gewitterregen mal richtig durchpeitschen zu lassen. Hannes hatte schon Gewitter erlebt, aber dieses war das bisher heftigste. Einer der ersten Blitze schlug in eine nahe Freileitung, und im Haus wurde es finster. Die Fensterläden klapperten im ungebremsten Wind, der Donner klang, als würde das Haus auseinanderbrechen. Hannes wickelte seinen Kopf in zwei Decken und legte sich unter die Chaiselongue. Draußen riss der Wind einen der toten Birkenstämme ab und fegte ihn die Auffahrt entlang, hob ihn in die Luft und warf ihn gegen einen der geschlossenen Fensterläden. Hannes erschauerte und sorgte sich um seine Mutter. Als das Jaulen und Heulen draußen immer lauter wurde, kletterte Hannes erst in den Kleiderschrank, und als es dort noch viel schlimmer und außerdem staubig war, hebelte er den klemmenden Unterarmen des Klaviers neben den Pedalen mithilfe einer



Kaminschaufel auf und zwängte sich in den Bauch des alten Instruments, dorthinein, wo früher die Blasebälge der Selbstspieleinrichtung gesteckt hatten. Im Inneren des Klaviers war es auch staubig, und es roch nach Moder. Hannes knipste seine Taschenlampe an und besah Plattenspreizen und Saiten. Er strich mit dem Finger über eine Saite und hörte ein feines Summen. Über die Jahre hatten Motten die Wollfilze aufgefressen, die die Saiten dämpfen sollten, und nun schlangen sie frei und sangen bei jeder Erschütterung. Hannes tippte auf eine Saite. Er fühlte das Instrument, bevor er es verstand. Den Donner hatte er vergessen. Er kletterte aus dem Kasten, öffnete die Klappe und drückte die erste Taste.

Fritzi kam spät am Abend heim, nass und durchgefroren, nachdem sie mehrere Städter zum Bahnhof in Langenhagen gefahren hatte. Als sie die Diele betrat, hörte sie aus dem alten Speisesaal schiefe Klaviermusik.

Hannes bemerkte seine Mutter, aber kümmerte sich nicht um sie, als sie durch die Tür trat.

Als etwas später der zerzauste und tropfende Heinrich Hildebrand die Treppen nach oben stapfte und sich neben die lauschende Mutter stellte, fragte er sich, ob er sich jemals verzeihen würde, die Tastenklappe nicht früher für den Jungen aufgeklappt zu haben, denn er hätte es wissen müssen.

»Hast du ihm das gezeigt?«, fragte Fritzi.

Hannes Prager stand im Mondlicht vor dem Instrument und stellte sich immer wieder auf die Zehenspitzen, einem Takt folgend, den nur er hörte. Er benutzte beide Hände, griff ab und an daneben, machte Pausen, summt, lauschte.

Er spielte kein zusammenhängendes Stück, die Unterstimmen bekam er ebenfalls nicht auf die Reihe. Es erklangen keine Akkorde, nur einzelne Töne, aber Hildebrand erkannte es sofort. Er schüttelte den Kopf.

»Die verdammte *Sonate in cis-Moll*«, sagte er.

»Was?«, fragte Fritz.

»Der Teufel soll mich holen. Das Klavier ist vollkommen verstimmt, aber ich könnte schwören: Der Zwerg spielt Tschaikowski.«

**H**einrich Hildebrand ließ das Klavier instand setzen. Es war ihm plötzlich gleichgültig, dass er von dem Geld vier Monate lang echten Parmesan hätte kaufen können. Er trug das Instrument zusammen mit Fritzi und Hannes ans Fenster des Speisesaals. Danach konnte Hildebrand zwei Wochen lang nicht mal einen Kugelschreiber vom Fußboden aufheben, ohne einen stechenden Schmerz im unteren Rücken zu verspüren. Von nun an unterrichtete er den jungen Hannes Prager jeden Tag, solange er den Nerv dazu hatte, was maximal zwei Stunden lang der Fall war und für Hannes ewig hätte dauern können. Der alte Hildebrand entthob Hannes sogar der Aufgabe, die heruntergefallenen Pflaumen aufzusammeln, die jedes Jahr in der Wiese verfaulten und die Wespen anlockten. So drömelig der Junge mit allem anderen war, so schnell begriff er am Klavier. Er konnte bald ganze Sonaten auswendig, die er mit leiser Stimme mitsummte, wenn er sie spielte, und als Hildebrand ihn fragte, wie er das alles erinnere, sah Hannes ihn erstaunt an und blinzelte eine hinabfallende Wimper weg, als verstünde er die Frage nicht.

Vier Jahre später hatte Hannes so viel gespielt, dass sich auf seinen Fingerkuppen eine dünne, aber zähe Hornhaut

gebildet hatte. Das Klavier war seine Zuflucht und sein Vertrauter geworden, und Hannes hatte begriffen, dass er Menschen, Gefühle und Erinnerungen, ob er wollte oder nicht, in Musik übersetzte, und das Klavier machte seine Musik hörbar. Ab und an hatte er davon etwas gespielt, aber vorsichtig, heimlich, und eigentlich interessierte ihn die Musik der großen Meister mehr als seine eigene.

Als es unten an der Tür der Moorvilla klopfte, übte Hannes gerade eine besonders verzwickte Passage aus Prokofjews 3. *Klavierkonzert*, die ihm als eine Art Witz auf Kosten des Pianisten erschien oder als sei Prokofjew von Dämonen besessen gewesen, und die dadurch nicht einfacher wurde, dass Hannes sie ohne Orchesterbegleitung spielte. Das Klopfen wurde lauter, und dann hörte Hannes die Stimme. »Hey«, brüllte es von unten und drang durch die jahrhundertealten dünnen Sprossenfenster.

Zum ersten Mal seit Jahren war ihm etwas wichtiger als die achtundachtzig Tasten des morschen Klaviers im Speisesaal der Moorvilla.

Hannes rannte nach unten, dass die Treppenstufen unter seinen Füßen wippten. Polina stand vor ihm in der Diele, zwölf Jahre alt, noch immer ein Mädchen, sie trug die gleiche summende Energie wie früher ins Haus und hatte erstaunlicherweise noch mehr schwarze Haare bekommen, von denen einige Strähnen auf ihrer schweißnassen Stirn klebten. Sie funkelte ihn an, und dann lachte sie und hielt sich dabei die Hand vor den Mund, was sie als Kind nie getan hatte.

»Erzähl mir alles, was ich verpasst habe«, sagte sie und umarmte ihn so heftig, dass er zwei Schritte nach hinten

stolperte. Sie roch nicht mehr wie früher, aber irgendwie doch, und ihre Stimme war größer geworden. Es fühlte sich sofort an, als hätten sie erst gestern im Garten Marshmallows ins Lagerfeuer gehalten. Polina wuschelte durch seine Locken und riss ihn aus seinen Gedanken.

»Wieso hast du nie geschrieben?«, fragte sie.

Und einfach so war das Leben von Hannes Prager wieder vollständig. Güneş und Polina waren zurück. Sie zogen vorerst in eine kleine Wohnung in Langenhagen zu Verwandten. Es war eine Rückkehr, die einer Flucht glich, deren Details selbst Poli nur ahnte und von der auch Fritzi nie Genaueres erfahren würde. Hannes waren die Gründe für die Rückkehr einerlei, solange sie nur endgültig wäre.

Poli hatte sich gleich am ersten Tag ein zu großes Herrenfahrrad von ihrem Cousin geliehen und war über die Stange fluchend zu Hannes geradelt. Er betrachtete sie später an diesem Tag, als sie in der Küche saß und Lobeshymnen murmelnd ein Brot mit Pflaumenmus belud und vertilgte. Er ahnte, wie viel stärker und erfahrener sie war als er, doch nichts daran fühlte sich seltsam an. Sie gingen zusammen in den Speisesaal und setzten sich auf den Teppich, wo das Honiglicht auf Polinas Haut fiel. Sie betrachtete das Muster und die eingeknüpften Symbole, zeichnete einige von ihnen mit dem Zeigefinger nach und wollte Hildebrand gleich morgen danach fragen, wo er einen persischen Qum in dieser Größe ergaunert hatte. Polina sprach über die Stadtfischer Istanbuls, die kleine Makrelen aus dem Bosphorus ziehen und am Ufer grillen und in dünnes Brot gerollt mit Petersilie und frischem Zitronensaft verkaufen. Sie sprach über den Basar mit seinen tausend Gerüchen, über

ihre Großmutter und das Haus in Nişantaşı, das nun die katholische Kirche mietete, weshalb Güneş und ihre Mutter endlich mal genug Geld hatten, um vernünftige Klamotten zu kaufen und Fleisch mit Knochen. Die Großmutter hatte Polina verraten, dass ihr Vater in Istanbul lebte, und Poli, die um seine Existenz eine Besessenheit entwickelt hatte, hatte angefangen zu suchen, auch wenn das vergeblich war, weil sie noch immer seinen Namen nicht wusste.

Als Güneş erfuhr, dass die Großmutter mit Poli über den Vater gesprochen hatte, gerieten die Frauen in einen Streit, bei dem zwei Teegläser und eine Vase an der Wand zersprangen und der ihr Verhältnis zerrüttete. Kurz darauf kam Poli zurück ins Moor.

Hannes saß neben ihr, die Beine angezogen, die Arme darumgelegt, hörte ihrer Stimme zu, und diese Stimme schien in seinem Brustkorb widerzuhallen und bis in die Fingerspitzen vorzudringen, wo es kribbelte, wenn Poli lachte.

»Warum hältst du dir die Hand vor den Mund?«, fragte er und schämte sich sofort. Er hatte die Frage ausgesprochen, bevor er sie zu Ende gedacht hatte, etwas, das ihm im Leben wahrscheinlich noch nie passiert war.

»In der Schule haben sie gesagt, ich habe ein Haifischlachen«, sagte Polina und drückte mit dem Zeigefinger auf das Zahnfleisch unter ihrer Oberlippe.

Hannes schüttelte den Kopf.

»Idioten«, sagte er.

»Was sind deine Lieblingsfächer?«, fragte sie.

»Musik.«

»Das sagt jeder.«

Hannes wollte sie nicht enttäuschen.

»Und Deutsch?«, sagte er, und es klang wie eine Frage.

»Was liest du?«

»Die Russen von Mama. Manchmal.«

Was nur zum Teil stimmte, weil er vor allem Partituren las, und auch das nur, wenn Hildebrand welche auf dem Flohmarkt gefunden hatte und ihm übergab wie geheime Depeschen.

»Was gefällt dir daran?«

Hannes dachte nach.

»Die Langsamkeit«, sagte er irgendwann, und Poli sah aus dem Augenwinkel zu ihm, um zu prüfen, ob er einen Witz machte.

»Ich bin in Istanbul ein halbes Jahr nicht zur Schule gegangen.«

»Warum nicht?«

»Ich konnte nicht.«

Er wollte sie fragen, was das bedeutete, aber Polina betrachtete jetzt die geöffnete Tastenklappe, sah dann zu ihm herüber, sie machte die Augen weit und sagte ein wenig fragend, ein wenig vorwurfsvoll, als habe sie ihn bei etwas ertappt: »Hannes!«

Er spielte kaum je für andere. In der Schule wussten seine Lehrer und einige Mitschüler, dass er Klavier spielen und Noten lesen konnte, aber niemand dort ahnte etwas von seiner Begabung, von der Musik in seinem Inneren, er wirkte zu öde, um sich für ihn zu interessieren, und Hannes war das immer recht gewesen, weil ihm Fremde zu schnell und zu viel sprachen und er das Gefühl nicht loswurde, dass sich alle dauernd verstellten. Seit Sofi, dem blonden

Mädchen hinter dem Aquarium, hatte Hannes mit niemandem außer Fritzi und Heinrich geteilt, was in ihm drin erklang. Nun konnte er es kaum abwarten, Poli zu zeigen, wie er spielte, nicht seine eigenen Melodien, das wäre zu viel gewesen, sondern die Musik der Großen. Er sah in ihre glitzernden Augen, wusste, er hatte ohnehin keine Wahl, stand auf und setzte sich auf den Hocker vor dem Klavier. Und Poli, weil sie Poli war, setzte sich neben ihn und drückte ein paar Tasten. Er spielte Mozart für sie, damit sie noch einmal lachte, und dann spielte er den langsamen Satz aus Chopins *1. Klavierkonzert*, um sie zu beeindrucken natürlich, und er spürte Polinas Arm an seinen Rippen und wie ihre Hüfte seine Hüfte berührte, und dachte, ja, sie spürt es auch.

Güneş küsste Hannes auf die Augen, als sie in die Villa kam, sie war älter geworden und manchmal, wenn sie sich unbeobachtet fühlte, lag etwas Verschattetes auf ihrem Gesicht. Nachts belauschte Hannes kurz nach ihrer Rückkehr Fritzi und Güneş, wie sie über Polina sprachen, und Hannes hörte das Wort »Psychologin« und die Namen kompliziert klingender Medikamente.

Als Heinrich Hildebrand Poli in die Arme nahm und dann von sich weghielt, um sie genauer zu betrachten, sagte er, die Männer würden sich reihenweise in die Leine stürzen, wenn Polina nicht endlich aufhöre, mit jedem Lebensjahr schöner zu werden. Poli verdrehte die Augen und zupfte ihn am Bart.

Polina und Hannes streiften wieder stundenlang durch das Moor und lagen im Sumpfgas und suchten sich später



die Nacken und Achselhöhlen nach Zecken ab. Heinrich paralyisierte die Zecken mit einem Tropfen Grappa, von dem er sagte, der würde blind machen, um dann jedes Mal einen beherzten Schluck aus der Flasche zu nehmen. »Damit die Flamme im Kopf angeht.«

Poli und Hannes versuchten, ihre Lieblingsgerichte zu kochen, ließen sie anbrennen und versalzten alles. Polina brachte ihm bei, auf Türkisch zu fluchen: *hıyarın oğlu* (Sohn einer Gurke), *köpek suratlı* (Hundegesicht) und *eşek oğlu eşek* (Eselsohn). Dabei fiel sie einmal vor Lachen von der Chaiselongue in der Bibliothek. Sie blätterten durch Ausstellungskataloge des Berliner Bode-Museums, in denen Bilder von anatolischen Kilims abgedruckt waren, geknüpft Nomadenteppiche, die Polina elektrisierten. Dann konnte sie gar nicht mehr aufhören zu reden. Hannes fand Teppiche so langweilig, dass ihm die Augen zufielen, obwohl er minutenlang dagegen ankämpfte, woraufhin Polina ihm ihren spitzen Ellbogen in die Rippen stieß und sagte, er solle sich verdammt noch mal dafür interessieren, weil sie sich dafür interessiere, *hıyarın oğlu*.

Sie sagte Dinge, über die Hannes vorher nie nachgedacht hatte, die so schwierig waren und alles in seinem Kosmos überstiegen, dass sich in seinem Hirn kleine Knoten zu bilden schienen, und erst, wenn er sich auf die Farbe von Polis Stimme konzentrierte, lösten sie sich wieder. Weil dieses Lauschen das Beste war, fragte Hannes, der Junge, der sonst kaum sprach, Poli ständig etwas, was ihn manchmal mehr und manchmal weniger interessierte. Aber er hörte zu, er lauschte dem Rhythmus ihrer Wörter.

Der alte Hildebrand las wieder laut aus den Russen vor, und ab und an, wenn er den Grappa zu ausgiebig getestet hatte, erzählte er den beiden Kindern Geschichten, die er sich ausdachte, auch als die Kinder schon keine Kinder mehr waren. Diese Märchen handelten oft von den Abenteuern des Gorillas John Daniel, der auf dem Klassenfoto verewigt war, das im Speisesaal an der Wand hing. Der kleine Gorillajunge, erzählte Hildebrand, während er sich ächzend neben Poli und Hannes auf den Teppich legte, sei wie ein Mensch aufgezogen worden, und weil Gorillas unbeschreiblich schlau waren und John Daniel ein besonders schlaues Exemplar war, konnte er bald rechnen und schreiben und wegen seiner Gorillastimmbänder zwar nicht am Unterricht teilnehmen, aber mit den schwarzen Händen, die Kreide greifend, diverse kluge Sätze an die Tafel schreiben. Er habe am liebsten Cider getrunken, das sei etwas Feines, aber dafür seien Polina und Hannes noch zu klein, und John Daniel habe sich später in ein Mädchen aus der Parallelklasse verliebt, nur sei das hier keine Liebesgeschichte und erst recht nichts für so kleine Läuse, wie sie es waren. Polina glaubte Heinrich nicht, weil er gern flunkerte und ständig Märchen erzählte, aber das Klassenfoto von John Daniel schien echt zu sein und inspirierte nächtelange Gespräche zwischen Hannes und Polina darüber, wie das wohl gewesen sein konnte im Dorf Uley in England.

Polina war immer besser mit Worten als Hannes gewesen, und er war sich sicher, dass sie auch besser im Denken war. Sie half ihm mit den Hausaufgaben und erklärte ihm, was er nicht verstand, ohne dass er sie jemals darum gebeten hätte.

Manchmal saßen sie mit den Erwachsenen am Abendbrotstisch, und danach gingen Polina und Hannes in den Garten, versteckten sich zwischen den großen Blättern des Rhabarbers, und Hannes wartete, dass sie ihm erklären würde, worum sich das Gespräch gedreht hatte. Wenn sie gewusst hätten, wie kostbar diese letzten Tage der Unschuld waren, hätten sie sie schon nicht mehr ganz so schwerelos genießen können. Sie lebten in jedem Atemzug, ohne den Versuch, das Vergangene zu begreifen, und ohne die Sorge vor der Unendlichkeit der Möglichkeiten, die das Leben für sie im Köcher hielt.

Einmal betrachtete Hannes, über die Kante eines Rhabarberblattes blickend, einen Schwarm Krähen im Abendlicht, die sich auf eine Birke in der Auffahrt setzten, und obwohl sie fast nichts wogen, diese Vögel, brach unter ihrem Gewicht der hohle Baum zusammen, als sei er aus in der Sonne fest gewordenem Sand aufgeschichtet worden.

Abends, wenn Güneş lange blieb, schlief Polina manchmal auf dem Sofa im Speisesaal ein. Hannes traute sich nicht, sich zu ihr zu legen, wie er es als kleiner Junge getan hatte. Stattdessen betrachtete er sie. Und manchmal redete Polina im Schlaf einfach weiter, nur dass sie es nun in einer Sprache tat, die Hannes nicht verstand. Poli sah zufrieden aus – ruhig wie selten, wenn sie wach war –, und Hannes saß daneben, um auf Polina aufzupassen, auch wenn er dachte, dass sie ihn viel weniger brauchte als er sie.

Ein paar Monate nach Polinas Wiederkehr sah Hannes in der Schule ein Plakat, das Werbung für ein Konzert des Mädchenchors Hannover machte, der in der Marktkirche

singen würde. Lieder von Felix Mendelssohn Bartholdy und Johannes Brahms, ein Adventskonzert. Hannes fragte Polina, ob sie mitkommen würde. Sie lag bäuchlings auf dem Perserteppich und machte ihre Hausaufgaben, schaute zu ihm hoch, kniff die Augen zusammen und fragte: »Hast du Tollkraut gegessen?«

Fritzi fuhr die beiden mit dem Jeep, ließ sie in der Altstadt nahe der Marktkirche aussteigen und mahnte, dass sie keinen Unfug anstellen sollten. Sie schaute Polina dabei länger an als ihren Sohn. Hannes und Polina kauften sich Schmalzkuchen, der Puderzucker fiel beim Essen wie hauchdünner Schnee auf ihre Winterjacken. Sie gingen ein Stück der Leine entlang, was Poli zu ein paar abenteuerlichen Vergleichen des Flusses mit dem Bosphorus verleitete. Sie schauten in Schaufenster – Hannes verharrte lange vor dem Fenster eines Geschäfts mit dem Namen *Musikbrunnen Böhmeke* – und waren, weil Hannes wegen der freien Platzwahl nervös wurde und drängelte, unter den ersten Zuschauern in der Kirche. Er traute sich nicht in die vorderste Reihe, also setzten sie sich in die dritte und warteten ab, bis sich die Kirche langsam mit alten Menschen füllte, feingemacht, in dunkelblauen Mänteln, sie rochen vornehm und trugen geputzte Schuhe. Als der Chor auf die Bühne trat, hundert Mädchen mit vor Aufregung geröteten Wangen, in schwarzen Hosen und schwarzen Blusen, erkannte Hannes Sofi, das Mädchen aus seiner Grundschulklasse. Sie war älter geworden, größer und noch aufrechter, und Hannes musste an einen senkrecht in den Himmel fliegenden Pfeil denken.

»Wer ist das?«, fragte Polina, die seinem Blick gefolgt war.

»Die war in meiner Grundschule.«

»Hast du sie geküsst?«

Er schüttelte angewidert den Kopf.

»Ich hab ihr ihre Melodie vorgesungen.«

Polina klopfte sich den Puderzucker von der Daunenjacke und formte ihre Hände zu Fäusten, indem sie mit den Fingern die Daumen umschloss, aber das merkte er nicht.

»Wolltest du wegen ihr hierher?«

Hannes konnte sich nicht vorstellen, dass Polina jemals Eifersucht in Bezug auf ihn empfinden könnte, sonst hätte er vielleicht die Geistesgegenwart aufgebracht, schnell etwas zu sagen, um Polina aufzufangen, die ihn aus lodernden Iriden beobachtete. Er schüttelte den Kopf und starrte nach vorn auf den glänzenden Flügel. Der Chorleiter betrat die Bühne, die Menschen klatschten höflich, die Mädchen gingen einen Schritt nach vorn. Die heilsame Stille vor einem Konzert würde Hannes immer lieben. Alles schien noch möglich. Ein kollektives Einatmen, dann begann der Chor zu singen, und Hannes hörte zu und wusste nicht so recht, ob er es mochte oder nicht, aber er lauschte fasziniert dem Flügel und konnte kaum glauben, wie laut er war und wie das Instrument die ganze Kirche mit Musik füllte. Er verstand jetzt, warum es Flügel genannt wurde. Die Mädchen sangen ein Weihnachtslied von Brahms, sauber und schön. Hannes merkte, wie Polina neben ihm still wurde. Sie, die sonst zappelte, mit den Knien wippte und ständig redete, saß da mit geschlossenen Augen und hörte zu, und Hannes war glücklich, weil die Musik sie erreichte und ihr etwas schenkte, das sonst abwesend war.

Nach dem Brahms-Lied, als der Chorleiter mit erhobe-

nem Taktstock vorn stand und alle Zuhörer gebannt darauf warteten, dass die Mädchen das nächste Lied anstimmten, öffnete Polina die Augen und klatschte begeistert in die Hände. Drei Mal klatschte sie und hörte sofort auf, als niemand einsetzte. Sie blickte zu Hannes, ihr Gesicht lief rot an. Das war etwas, das er an ihr nicht kannte und das sie noch liebenswerter machte. Sie war noch nie in einem klassischen Konzert gewesen. Hannes hörte jemanden flüstern, ohne die Worte zu verstehen. Polina neben Hannes rutschte auf der Kirchenbank weiter nach unten.

In jeder Stille zwischen den folgenden Liedern hielt sie den Atem an.

In der Pause spürte Hannes die Blicke der Erwachsenen.

Polina ging neben ihm schweigend und schnell, zu Boden sehend, zur Tür, weg von der Kirche, bis auf den Weihnachtsmarkt, wo sie im kalten Dezemberwind vor einem blinkenden Wagen stehen blieb, der knallrote Liebesäpfel und Lebkuchenhäuser verkaufte.

»Wieso hast du mich nicht gewarnt?«, platzte es aus ihr heraus.

Hannes wusste nicht, was er sagen sollte.

»Ich geh da auf keinen Fall wieder rein«, sagte sie.

»Das war nicht so schlimm, wie du denkst.«

»Hast du gesehen, wie die mich angeglotzt haben? Die sehen eh schon alle anders aus als ich. Oder hast du da ein anderes Mädchen mit meiner Haarfarbe gesehen?«

Hannes schüttelte vorsichtig den Kopf, obwohl er darauf nicht geachtet hatte.

»Lass uns deine Mutter anrufen. Ich will nach Hause«, sagte sie.

»Bitte komm wieder mit rein.«

»Vergiss es. Ich fand's eh bescheuert.«

»Warum hast du dann geklatscht?«, fragte er, und sein Herz machte einen Sprung, weil er sie nicht noch mehr beschämen wollte, aber das war Poli, er ertrug es schlecht, wenn sie log.

»Hast du die Greisin neben mir gesehen, ich glaub, die hätte mich am liebsten erschießen lassen«, sagte sie jetzt und lachte auf einmal explosionsartig und hell, und sie war so aufgewühlt, dass sie vergaß, die Hand vor den Mund zu nehmen.

»Lass uns wieder reingehen. Nach der Pause spielen sie Mendelssohn. Ich wette, den magst du.«

Sie schüttelte den Kopf.

Hannes wusste auch nicht, was in ihn gefahren war, aber er kam zu dem Ergebnis, diese Situation nicht mit Worten lösen zu können, also tat er etwas, das normalerweise Polina getan hätte: Er nahm ihre Hand und zog sie einfach hinter sich her, und sie rüttelte zwar ein wenig an ihm, aber sie ging mit, und kurz darauf lachte sie sogar und beleidigte ihn auf Türkisch.

Als die beiden sich setzten, waren die meisten anderen Zuschauer schon auf ihren Plätzen. Es stimmte, dass niemand aussah wie Poli und dass alle sie anstarrten, was aber auch an ihrer zu weiten Jeans und dem übergroßen Daunewintermantel liegen konnte, dessen Kapuze sie jetzt auf dem Kopf trug wie ein kleiner Mönch. Hannes war ein sanftmütiger Junge, der sich noch nie geprügelt und der einmal eine Aufnahme von Verdis *Macbeth* leise gedreht hatte, weil er das als zu viel Krawall für seine Seele empfunden

den hatte, aber an diesem Abend in diesem Kirchenschiff spürte er eine ungekannte Wut gegenüber den Menschen, die abschätzig über seine beste Freundin dachten.

Die Mädchen sangen Mendelssohns *Vom Himmel hoch*, eine Kantate, die Hannes nicht kannte. Er bemühte sich, nicht zu Sofi zu schauen, und es gelang ihm auch deshalb, weil er die neuen Gefühle sortieren musste, die in ihm herumschossen. Sein Knie berührte Polinas Knie, und er blickte auf ihre labberige Jeans und stellte sich die Kniescheibe vor, die darunterlag, und wie es sich anfühlen würde, ihre Konturen mit dem Finger nachzufahren, wie Poli das beim Perserteppich in der Villa so gern tat, und vielleicht war das der Moment, in dem Hannes zum ersten Mal in seinem Leben kein Kind mehr war. Das war seine beste Freundin neben ihm, sie hatte ihn immer beschützt und ihm das Gefühl gegeben, er sei in Ordnung, wie er war, blind für den Umstand, dass die Hälfte der Welt ihn behandelte wie einen Schwebegrifflichen. Als die Jungen in der Schule ihm im Herbst Kastanien an den Kopf geworfen hatten, war sie hingegangen und hatte etwas zu ihnen gesagt, von dem Hannes nie erfahren würde, was, und seitdem traute sich keiner mehr, ihn anzusehen. Sie hatte neben ihm im Gras gelegen, seit er denken konnte, und niemand konnte so gute Witze erzählen. Und jetzt schauten die Leute auf Polina herab? Weil sie geklatscht hatte? Sie saß da, und ihr Fuß wippte nervös auf und ab, ohne dass das irgendetwas mit dem Takt der Kantate zu tun gehabt hätte.

Hannes wartete bis zur ersten Atempause. Es war kalt in der Kirche, aber er fühlte sich, als würde er in der Julisonne sitzen, ihm brach der Schweiß aus. Als der Chorleiter mit



gehobenem Taktstock vorn stand und die Mädchen vor dem nächsten Akt ihre Noten umblättern, klatschte Hannes hart und so laut er konnte in die Hände. Sofi drehte den Kopf zu ihm, sie erkannte ihn sofort und öffnete den Mund, als wollte sie seinen Namen rufen. Polina griff seine Hand und hielt sie fest, um ihn zu unterbrechen. Sie starrte ihn an. Er sah zu ihr, erschrocken über das, was er getan hatte, aber auch stolz. Er spürte seinen Herzschlag im Hals. Sie schüttelte mit aufgerissenen Augen den Kopf. Hannes schaute in diese Augen und merkte, dass sie nicht schwarz waren, wie er immer gedacht hatte, sondern fließend dunkelbraun wie Zuckerrübensirup. Die Menschen rutschten auf den Kirchenbänken hin und her, sie sagten leise Sätze zueinander, Hannes hörte ein paar böse Worte, die er verdient hatte. Polina formte mit den Lippen *Bist du bescheuert?*, aber in ihren Mundwinkeln blitzte ein Lächeln auf, und das reichte Hannes.

Sie ließ seine Hand das ganze Konzert lang nicht los. Er spürte den verklebten Zucker, der in ihrem und seinem Handschweiß schmolz, und er fragte sich, ob sie die Hornhaut an seinen Fingerkuppen abstoßend fand.

Nach dem Konzert auf dem Weg aus der Kirche sagte ein Mann im blauen Zweireiher zu Poli und Hannes: »Ihr solltet euch schämen, wenn ich euer Vater wäre –«, und selbst Polina gab ausnahmsweise keine Widerworte, sondern ging nur schneller.

Am Ausgang standen Sofi und eine andere Chorsängerin, sie sammelten für einen guten Zweck, an den sich später niemand erinnerte. Als Hannes dicht an ihr vorüberging, traf sein Blick für einen kurzen Moment ihren. Es

hätte Mitleid sein können, das er in ihren heugrauen Augen sah.

Später an diesem Abend während der Adventszeit in Hannover, nachdem sie noch eine Tüte Schmalzkuchen mit doppelt Staubzucker gegessen und auf dem Weihnachtsmarkt zwei Runden in einem Fahrgeschäft mit dem Namen Power Polyp gedreht hatten, stiegen Hannes und Polina leicht schwindlig auf die Rückbank des nach altem Laub duftenden Jeeps Fritzi Pragers.

»Und?«, fragte Fritzi.

»Gut«, sagte Polina zu schnell.

Hannes sah den Blick seiner Mutter im Rückspiegel.

Hannes und Poli schämten sich in diesem Moment, aber anders, als es der Mann im blauen Zweireiher ihnen in der Kirche aufgetragen hatte. Als der Jeep durch die Nacht nach Norden Richtung Moor fuhr, waren sie beide auf eine bisher unbekannte und das Herz zum Jucken bringende Art glücklich.